

Presseschau zu wildlebenden Säugetieren in Baden-Württemberg (3. Fortsetzung und Schluss)

Von Thomas Rathgeber

Hier wird die Presseschau von Heft 15 der MAUS fortgesetzt, die aus dem langen Zeitraum April 2006 bis Ende 2008 als erstes die Kleinsäuger und Raubtiere behandelt hatte. In der nun folgenden Zusammenstellung geht es zunächst um die noch fehlende Ordnung der Paarhufer, dann um allgemeine Themen, die meist mehrere Gruppen betreffen, wie Jagd und Verkehrsoffer sowie abschließend um Exoten und um neue Befunde aus aller Welt.

Nach etwas mehr als vier Jahren des Sammels und Auswertens sei hiermit diese Art einer Presseschau beendet. Im Lauf der Jahre wurden 351 Titel zitiert; im vorliegenden letzten Bericht sind es 105 Artikel. Wenn auch deren Informationsgehalt im Einzelnen dürftig bis fragwürdig war und eine Überprüfung in den meisten Fällen nicht möglich, ergibt sich insgesamt doch ein breites Bild der Wahrnehmung unserer Säugetiere in der Öffentlichkeit.

Paarhufer

Im Sommer 2006 wurde ein auf zweieinhalb Jahre angelegtes Projekt der Forschungsanstalt für Waldökologie und Forstwirtschaft in Rheinland-Pfalz bekanntgegeben, dessen Ziel es war, die Größe einer Wildschwein-Population mit Hilfe von Genanalysen zu bestimmen. Auf ähnliche Weise seien bereits Elefanten- und Braunbären-Bestände ermittelt worden. Unterstützend sollten die Wildschweine in „großen Fallen gefangen und markiert werden“, was im Pfälzer Wald bis zum Berichtszeitpunkt aber offenbar noch nicht geglückt war (52-2006). Denn aus Berlin wird gemeldet, „Wildschweine sind ganz schön clever“. Sie würden in Vorgärten und in Stadtwäldern, an der Autobahn und auf Flughäfen gesichtet und sich weder durch Straßenlärm noch durch kläffende Hunde stören lassen. Obwohl es am Anfang des Artikels heißt, dass sich im entfernten Frankfurt eine Familie vor einer Wildsau auf ein Klettergerüst flüchten musste, wird am Ende die Aussage eines Experten vom Institut für Wildtierforschung an der tierärztlichen Hochschule Hannover zitiert, dass beim Spaziergang niemand „Angst vor Wildschwein-Attacken“ haben müsse (62-2007). Aber das gilt offensichtlich nur beim Spaziergang! Wer in den Abendstunden eine Abkürzung durch den Wald nimmt, wie ein 18-jähriger bei Kusterdingen, Kreis Tübingen, läuft Gefahr, von einem Wildschwein heftig zu Boden gestoßen und immer wieder angegriffen zu werden. Wohl dem, der dann ein Handy dabei hat, um die Polizei rufen zu können (63-2007). Dass während einer Treibjagd, wie bei Regensburg geschehen, ein Treiber von einem angeschossenen Keiler angegriffen wird, verwundert ei-

gentlich nicht (53-2006). In Münden, Niedersachsen, verletzte ein Wildschwein gleich drei Menschen – Mann, Frau und Schüler – schwer und entschwand (64-2007). In Müllheim im Breisgau war es ein zweijähriger, von Hand aufzogener und „bis dahin handzahmer Keiler“, der „aus heiterem Himmel“ eine 79 Jahre alte Frau ebenfalls schwer verletzte (65-2007). Im Schönbuch bei Herrenberg kollidierte im März 2007 ausgerechnet ein 34-jähriger Afrikakenner und Tierfilmer mit einem europäischen Wildschwein, das ihm – aufgeschreckt vom Mountainbike – ins Vorderrad sprang. Mit fatalen Folgen für den Fahrradfahrer: beide Ellbogen gebrochen, zwei Zähne ausgeschlagen, eine klaffende Kinnwunde und hoher Blutverlust. Im selben Bericht (66-2007) ist die Rede von einer ähnlichen Kollision eines 43-jährigen zwischen Holzgerlingen und Böblingen, die auf einem Radweg zum Glück nur leichtere Verletzungen zur Folge hatte.

Doch die Regel dürfte wohl eher sein, dass die Menschen Wildschweine schädigen bzw. verletzen oder gar töten: zum einen bei Verkehrsunfällen, zum andern durch Jagd in einem Revier oder auch mal in Ortschaften oder gar, wie untenstehend erwähnt, in einer Wohnung. Auf der Autobahn bei Weil am Rhein, Kreis Lörrach, starben bei einer Kollision mit einem Auto gleichzeitig fünf Schwarzkittel (67-2007). Im Rems-Murr-Kreis kam es bei Waiblingen im Mai 2007 in einer Nacht zu drei Zusammenstößen auf Land- und Bundesstraßen mit folgender „Bilanz: 10.000 Euro Schaden und zwei tote Wildschweine“ (68-2007). Eine nächtliche Kollision auf der Autobahn bei Pleidelsheim verlief im Juni 2006 kaum weniger glimpflich, da ein totgefahrenes Wildschwein zunächst auf der Straße verblieb, was nachfolgende Fahrer zum Bremsen und Ausweichen zwang und in einem Fall zum Schleudern auf die Mittelteilplanke führte; der Sachschaden betrug 7.000 Euro, doch war keine Totalsperrung der Autobahn erforderlich (54-2006). Dies war dagegen für eine Stunde im Oktober 2007 in Bayern bei Windischeschenbach der Fall, als sich mindestens acht Wildschweine auf der Autobahn herumtrieben. Eines der Tiere wurde überfahren, fünf mit Unterstützung eines Jägers von der Polizei erschossen und nur zwei konnten durch ein Loch im Wildschutzzaun wieder fliehen (69-2007). Kollisionen auf der Autobahn können aber noch viel schlimmer ausgehen, wie im Dezember 2008 bei Herrenberg. Dort kam es zu einer Unfallserie mit einer schwer und vier leicht verletzten Personen sowie mit 15 Fahrzeugen und etwa 100.000 Euro Sachschaden. Ursache war nur anfangs die Wildsau, dann aber ein Stau auf der Gegenfahrbahn, verursacht durch Neugierige (34-2008).

In der Innenstadt von Mannheim jagte im November 2006 die Polizei ein einzelnes Wildschwein „rund um das Schloss“. Nach drei Schüssen konnte das rund 50 kg schwere Tier noch verletzt flüchten, ehe es mit einem vierten Schuss tödlich getroffen wurde (55-2006). In der Innenstadt von Rüsselsheim, Hessen, waren im September 2008 sogar 100 Schüsse erfor-

derlich, um 6 Wildschweine zu erlegen! Da Förster und Jagdpächter „in Wohngegenden“ kein Wild erlegen dürfen, musste nämlich ein „Großaufgebot der Polizei“ in einer „stundenlangen Jagd“ tätig werden (35-2008). Noch weiter in den menschlichen Siedlungsraum als in Mannheim oder in Rüsselsheim drang im Januar 2008 eine Rote Wildschweine in Schweningen, Kreis Sigmaringen, vor. Beim Sturm durch ein Wohngebiet sprangen einzelne Tiere sogar durch geschlossene Fenster und Terrassentüren. Ursache für die Panik war eine Treibjagd! Nach derselben Meldung (36-2008) griff an anderer Stelle, nämlich in der Ortsmitte von Deizisau, Kreis Esslingen, eine verwirrte Wildsau sogar Einwohner und Polizeibeamte an, weshalb sie von letzteren erlegt werden musste.

Der Streit um eine regelmäßige Bejagung der Wildschweine sorgte über die Jahre für unterschiedlichste Pressemeldungen. Im Mai 2006 fühlten sich Einwohner von Sindelfingen von Wildschweinen, welche ihre Vorgärten umgepflügt und Apfelbäume ausgegraben hatten, bedrängt und forderten von den Jägern Schutzmaßnahmen. Diese hatten offensichtlich versäumt, im Sindelfinger Stadtwald die „wühlenden Rotten“ zu dezimieren. In einem Informationskasten zu diesem Bericht (56-2006) wird vom Landwirtschaftsministerium mitgeteilt, dass es für Wildschweine keine Abschussquoten gebe, weil sie „im Wald keine Vegetationsschäden“ anrichten würden und wegen ihrer Wühltätigkeit und des Vertilgens von Engerlingen nützlich seien. Auf landwirtschaftlich genutzten Flächen läge der von Wildschweinen verursachte Schaden allerdings bei etwa 1 Million Euro pro Jahr, so die Wildforschungsstelle Aulendorf; doch auch ohne Abschussquote seien von den Jägern 2002/2003 noch fast 49.000, 2005/2006 allerdings nur noch 39.000 Tiere erlegt worden. Ferner erfährt man, dass ein Jäger zum Erlegen eines Wildschweins 35-37 Stunden ansitzen muss, was etwa einer Arbeitswoche entspricht.

Anfang Oktober 2007 wehrte sich der Landesjagdverband gegen die Kritik von Naturschützern, dass zu wenige Wildschweine „zur Strecke gebracht“ worden seien. Für deren „rasante Vermehrung“ seien günstige Witterungsbedingungen verantwortlich. Allerdings würden Empfehlungen zur Vorbereitung und Durchführung von Drückjagden erarbeitet (70-2007). Ergänzend dazu kamen wenig später die Zahlen vom Deutschen Jagdschutzverband aus Bonn für die gesamte Republik. Im Jagdjahr 2006/2007 (1. April bis 31. März) seien von Jägern rund 287.000 Wildschweine erlegt worden. Das seien 40 Prozent weniger als im Vorjahr, und dafür verantwortlich sei „vor allem der kalte Winter 2005/2006, in dem viele Jungtiere verendeten (71-2007). Im Februar 2008 wird das Klima dagegen für die rasante Vermehrung der Wildschweine verantwortlich gemacht, zumindest im Nordschwarzwald, wo sich bis Mitte der 1970-er Jahre „kaum ein Wildschwein“ angesiedelt hatte. Die Abschusszahl wird 2006/2007 mit 18.000 Tieren angegeben – der „Jagdwille“ habe nach 2002 etwas nachgelassen (37-

2008). Im Oktober 2008 empfahl der Landesjagdverband speziell den 1.100 Jägern der 10 Stuttgarter Jagdbezirke, vermehrt Wildschweine zu schießen. Deren Zahl habe aufgrund des vorangegangenen milden Winters stark zugenommen, interessanterweise aber nicht zu mehr Wildunfällen geführt (36-2008). Im Dezember folgten in einer kleinen Meldung dann wieder die Zahlen der Landesjagdstrecke 2007/2008: doppelt so viele wie im Vorjahr, nämlich rund 40.000 Wildschweine, was zugleich der zweithöchste Wert seit 1945 sein soll (39-2008). Zur Jahresmitte 2009 hieß es allerdings, Wildschweine seien Schädlinge, die Jäger würden ihrer nicht mehr Herr, und schuld sei – der Verbraucher, weil der nämlich geschossene Tiere nicht in dem Maße abnehme, dass für die 34.000 baden-württembergischen Jäger die Jagd lohnend sei (1-2009).

Eine nette Wildschwein-Meldung stammt aus Dettenhausen, Kreis Tübingen, wo Beamte auf einer Baustelle einen Frischling fanden und Trudi taufte. Ihre Absicht, Trudi zum „Rauschgift-Suchschwein“ auszubilden, wurde allerdings verworfen und die Kleine bei einem Förster in Pflege gegeben (72-2007). Zur Biologie des Wildschweins trugen im Jahr 2007 zwei weitere Mitteilungen bei. Zum einen erfährt man, dass es bei Wildschweinen – nach einem Frühjahrswurf – noch eine späte, zweite Geburt im September geben kann, wie im Schaubauernhof der Stuttgarter Wilhelma. Allerdings entwickelten sich nur zwei der vier Frischlinge zu gestreiften „Rabauken“, zwei gingen bedauerlicherweise ein (73-2007). Zum andern wollte in Tübingen eine 18-köpfige Wildschwein-Rotte schwimmend – die Bachen voran – einen Neckarkanal durchqueren. Da die Tiere aber am betonierten Ufer nicht an Land steigen konnten, mussten sie talabwärts weiter schwimmen, bis sie sich schließlich von Einsatzkräften der Polizei und der Feuerwehr zu einer Treppe drängen ließen. Mit dieser Hilfe gelangten sie hinauf auf festen Boden und rannten so schnell wie möglich in den nächsten Wald (74-2007).

Obwohl *Cervus elaphus* in Baden-Württemberg wildlebend ja kaum mehr als heimisch bezeichnet werden kann, sei die Gruppe der Hirschartigen mit ihm als Vertreter der Altwelthirsche begonnen. Traditionellerweise liest man Hirsch-Meldungen im Herbst. Im November 2006 forderte die Deutsche Wildtierstiftung „Freiheit für den Hirsch!“ Er solle wieder so leben dürfen, wie er wolle, nämlich „außerhalb dichter Wälder“ (57-2006). Dazu erfährt man in einem Kasten: „[nur] männliche Tiere tragen Geweih“, und in der Bildunterschrift zu einem Hirsch mit kapitälem Geweih merkwürdigerweise: „Die imposanten Tiere bekommt man nur selten zu Gesicht“. Aus einem Wildpark bei Eckholt, Schleswig-Holstein, wurde ein Foto veröffentlicht, das einen Rothirsch namens Melchior zeigt. In seinem Geweih hatte sich ein Ast verfangen, der das Tier angeblich nicht sehr behinderte. Ähnliches solle oft vorkommen, ja die Hirsche sollen solche Trophäenzusätze sogar nutzen, „um größer zu wirken“ (58-2006). Mit dem „illegalen Sammeln abgeworfener Hirschgeweihe“ befasste sich ein Artikel, der den zu-

nehmenden Kummer baden-württembergischer Forstbehörden thematisiert. Das Aufsammeln von Geweihen oder „Hörneln“ sei zunächst kein Kavaliersdelikt, sondern eine „spezielle Form der Wilderei“. Schlimmer aber seien die „Spätfolgen“ für den Wald, die durch das Eindringen von Sammlern ins Unterholz verursacht würden. Die aufgeschreckten, in ihrem Biorhythmus gestörten Hirsche sollen dadurch mehr Hunger haben als sonst und dann „Baumrinde, vor allem von Fichten“ fressen (59-2006), und das sind ja bekanntlich die wertvollsten aller Waldbäume <mein ausdrücklicher Kommentar>.

Im folgenden Oktober erschien eine Unfallmeldung von Geisingen, Kreis Tuttlingen, wo an einem späten Abend ein Hirsch von zwei Autos angefahren worden war. Der Hirsch war tot, und wegen der nicht abgesicherten Unfallstelle kam es zu einem Folgeunfall mit Personenschaden (75-2007). Wenig später war unter Kindernachrichten zu lesen, dass der „majestätische männliche Hirsch“ mit seinem riesigen, gefährlichen Geweih „der König der Wälder“ sei und auf der „Suche nach einer Partnerin“ „im Herbst jede Menge Lärm in den Wäldern“ mache (76-2007).

Zum Reh leitet ein Leserbrief vom Mai 2006 über, dem – wohl von der Redaktion – ein Farbbild mit der dussligen Unterschrift „Einträchtig vereint: Rothirsch und Reh“ beigegeben ist. Man sieht auf dem Foto eindeutig einen Rothirsch mit kapitälem Geweih und etwas dahinter in Seitenansicht ebenso eindeutig eine Hirschkuh, also kein Reh – weder männlich noch weiblich (60-2006). Im eigentlichen Leserbrief mit der Überschrift „Abschießen ist keine Lösung“ geht es um die katastrophalen Waldschäden, die Mensch gemacht und nicht den Rehen oder Hirschen anzulasten seien. Für Verbißschäden durch Rehe wird der „hohe Jagddruck“ verantwortlich gemacht, der die Tiere in den Wald treibe. Man erfährt überrascht, dass Deutschland jährlich Strafe in „dreistelliger Millionenhöhe an Brüssel zahlen“ müsse, und das lediglich als Ausgleich dafür, dass überall, also flächendeckend – selbst in Naturschutzgebieten, gejagt wird und das Land folglich seine Verpflichtung, „einen gewissen Prozentsatz an Genreservaten vom Menschen unberührt“ zu lassen, nicht erfüllt.

Zweimal wurde von weißen Rehen berichtet, das erste Mal im November 2006 aus Sachsen, vom Fuße des Erzgebirges. Der Präsident des sächsischen Landesjagdverbandes wollte das weiße Kitz zum Abschuss freigeben, denn in seinem Revier würde es ihm „nicht gefallen“, weil es wie „eine Ziege“ aussehe <einem Jäger mit so schlechtem Unterscheidungsvermögen hätte man unbedingt die Jagdlizenz entziehen müssen!>. Naturschützer liefen gegen diesen Plan Sturm, und der Volksmusikstar Stefanie Hertel kündigte gar ein Benefizkonzert zur Rettung „Rehweißchens“ an. Zum Schluss des Artikels erfährt man, dass Albinos unter Rehen extrem selten seien, nämlich auf 100.000 Rehe komme nur ein Albino (61-2006). 2008 wurde bei Pliezhausen, Kreis Reutlingen, ein weißes Reh überfahren, das wohl schon anderthalb Jah-

re in der Gegend beobachtet worden war, denn es galt inzwischen als „Attraktion in den Wäldern“. Nach Schätzung eines Biologen vom Landesjagdverband liegt das Verhältnis von Albinos zu normalfarbigen Rehen in Baden-Württemberg bei 1:300.000 (40-2008).

Ebenfalls abnorm, aber dennoch „kein Märchenwesen“, war ein „Rehbock mit einem Horn“, den „Leute in Italien“ entdeckt und offensichtlich auch fotografiert hatten. Ein Mitarbeiter am Berliner Institut für Zoo- und Wildtierforschung stellte fest, es sei gar nicht so selten, dass bei Rehböcken nur aus einem der Stirnzapfen ein „Horn“ bzw. Geweih wachse (41-2008).

Mit Rehen, die sich am mittleren Neckar jeweils in Gärten verlaufen hatten, befassten sich 2006 ein Bericht und eine Glosse. In Cannstatt wurden die Polizei und der städtische Tiernotdienst alarmiert, doch der Rehbock türmte zunächst durch drei Grundstücke und über mannshohe Zäune. Dann wurde ihm sein Geweih zum Verhängnis, er verfang sich in einem Gartenzaun, konnte per Spritze betäubt und anschließend in ein Wildgehege gebracht werden (62-2006). Wenige Kilometer flussab, in Neckargröningen, Rems-Murr-Kreis, wurde ein Reh bemerkt, dessen Hinterläufe in einem Gartenzaun verfangen waren. Als Helfer eintrafen, hatte es sich zwar schon selbst befreit, konnte aber aus dem von Straßen und vom Neckar eingekesselten Ortsteil von Remseck nicht entkommen. Für das Tier ging die Sache trotzdem gut aus, weil der herbeigerufene „Jäger ... nicht gleich ans Schießen“ dachte, sondern das eingefangene Reh mit seinem Auto „in die Freiheit“ brachte (63-2006). Der Jäger hatte Glück, nicht angeklagt zu werden, denn diese Art des Abtransports hätte als Wilderei ausgelegt werden können, wie aus einem jahrelangen Rechtsstreit im Freistaat Sachsen hervorgeht. Im Erzgebirge wurde ein schwerverletzt aufgefundenener Rehbock in einem Tierheim zunächst gesund gepflegt, konnte jedoch nach drei Jahren in menschlicher Obhut aufgrund eines veterinärmedizinischen Gutachtens nicht mehr ausgewildert werden. Weil die Leiterin des Tierheims das Reh daraufhin behielt, habe sie sich das Tier „widerrechtlich zugeeignet“. Deshalb wurde vom Oberstaatsanwalt Anklage erhoben, in erster wie in zweiter Instanz der Rehbock aber freigesprochen. Nun musste nach drei Jahren das Oberlandesgericht den Sachverhalt aufklären. Interessant scheint, dass auch die Jägerschaft diese Art von Tierschutz für Wilderei hält (77-2007).

Vom Elch, *Alces alces*, war erstaunlich oft zu lesen, nachdem Anfang Februar 2007 in Niederbayern ein „Elchbulle“ angefahren worden war und deshalb getötet werden musste. Nach Auskunft des Landratsamtes Passau sei es der erste Elch gewesen, der in der Region gesichtet wurde (78-2007). Wenige Tage später schon meldete die bayerische Regierung, dass man sich „jetzt auf die Invasion der Großhirsche vor“-bereite und an einem „Elchplan“ feile. Ziel sei jedoch nicht, Elche bewusst anzusiedeln, sondern „für weitere Besuche gewappnet“ zu sein (79-2007). Beim Elch sei in Bayern, da er dem Jagdrecht unterliege, das Landwirtschaftsmi-

nisterium zuständig – anders als bei zuwanderungswilligen Bären, für die <bzw. für deren Abschuss, wie im Jahr 2006> das Umweltministerium verantwortlich sei.

2007 war der Elch sogar „Wildtier des Jahres“. Ein ausführlicher Bericht in der Sonntagszeitung informierte über seinen Status in Deutschland. Bislang gebe es nur einzelne zugewanderte Tiere, noch keine stabile Population, obgleich in der Lausitz 1996 schon einmal ein Kalb geboren sei. Wer Elche sehen wolle, solle aber – so der abschließende Rat – nicht auf die „Rückkehr der Riesen“ warten, sondern sie in einem Wildpark – in Baden-Württemberg kommt nur Pforzheim infrage – oder aber im Urlaub in Skandinavien, in Polen oder im Baltikum beobachten (80-2007). Wenig später war vom ersten Elchkalb „vielleicht seit Jahrhunderten“ in Brandenburg die Rede, welches aus einem seit drei Jahren bestehenden „kleinen Elchrudel“ hervorgegangen sei. Ursache für die Einwanderung sei der mit über 7.000 Tieren starke Elchbestand in Polen und dessen Bejagung, denn die Elche würden „auf der Flucht vor Jägern“ nach Westen fliehen (81-2007). Ein weiterer Bericht benennt im Oktober 2007 die Zuwanderungsgebiete entlang der Oder unter Bezug auf den Leiter des Nationalparks Unteres Odertal und auf das Institut für Waldökologie und Waldinventare der Bundesforschungsanstalt für Forst- und Holzwirtschaft in Eberswalde. Beklagt wird der Mangel an Grünbrücken, der den Elchen das Wandern erschwere (82-2007).

2008 erschreckte eine Meldung zum Elch aus Schweden die Öffentlichkeit. Auf der Insel Öland wurde nämlich ein „mysteriöses Embryonensterben“ festgestellt. Man hatte zunächst an einen Zusammenhang mit Zeckenbefall gedacht oder daran, dass Inzest auf der verhältnismäßig kleinen Insel schuld sein könnte. Obwohl in dem Artikel deutlich zu lesen ist, dass es „nirgends sonst auf der Welt“ so viele Elche gibt wie in Schweden, kam niemand auf die Idee, im Embryonensterben eine biologische Ursache, eben Überbevölkerung, zu sehen (42-2008).

Ein weiterer Artikel aus Skandinavien, diesmal aus Finnland, vermeldete <ganz überraschend>, dass Rentiere „auf den Speiseplänen von Wölfen“ stehen. Weil es nun immer mehr Wölfe gibt, was zu begrüßen sei, würden aber die letzten wilden finnischen Waldrene, *Rangifer tarandus fennicus*, aussterben. Deren Kälber bildeten nämlich eine leichte Beute für Wölfe. Letztere seien durch eine Naturschutzdirektive der EU geschützt, nicht jedoch das in seinem Bestand gefährdete Waldren. Schließlich wird deutlich, dass auch hier die Ursache in den vom Menschen verschuldeten veränderten Lebensbedingungen der Wildtierarten zu suchen ist: Auslichtung der Wälder durch die Holzwirtschaft und Zerschneidung der Landschaft durch Fernleitungen und Verkehrswege (83-2007).

Im April 2006, dennoch wohl nicht als Aprilscherz zu werten, gab es wieder einmal Meldungen von einem wildlebenden Steinbock, *Capra ibex*, auf der Schwäbischen Alb. Mit einem treffenden Foto begann am 13. die Serie der Beobachtungen aus dem Gebiet des Uracher Was-

serfalls, die anscheinend aber nur Privatpersonen gelingen wollte. Der Revierförster, der die Gegend fast täglich durchstreifte, hatte „den Kerle noch nie“ zu Gesicht bekommen (64-2006). Zwei Tage später war von einem sehr friedlichen und zutraulichen Tier die Rede, welches – so der Förster – aus einem Gehege stammen könne und zweijährig sein solle. Dass der Steinbock randalierte, als es gelungen war, ihn in eine Hütte zu sperren, wird nun allerdings als Hinweis dafür genommen, dass das Tier „an Freiheit gewöhnt ist“ (65-2006). Bereits am 21. April war der Steinbock tot, erlegt von einem Jäger, der bemerkt haben wollte, dass das Tier hinke. Das Lebensalter und das männliche Geschlecht wurden bei der Untersuchung der Leiche bestätigt, in den Hinterläufen steckten tatsächlich Schrotkugeln (66-2006), und im Regionalteil konnte man am selben Tag sogar lesen, der Jäger habe den Steinbock „erlöst“. Dieser sei im August 2005 zum ersten Mal gesehen worden (siehe MAUS, Nr. 13/2006, S. 40), seine Herkunft sei jedoch nach wie vor nicht bekannt. Außerdem wurden Experten angeführt, die Standorttreue beim Steinbock für unnatürlich halten und darin eine Bedrohung der heimischen Fauna sehen <!>, und schließlich erfuhr man noch, dass im selben Gebiet ein zweiter Steinbock umherstreifte (67-2006). Der ließ sich ebenfalls fotografieren, zum Beispiel als er sich Fronleichnam 2006 rastenden Wanderern näherte (68-2006). Am 1. Juli gab es in den Zeitungen Farbbilder von dem prächtigen Tier, das inzwischen den Namen Moritz erhalten hatte. Der in der Stuttgarter Wilhelma für diese Hornträger verantwortliche Zoologe meinte, dass Herdentiere wie Steinböcke, „selbst wenn sie auf Reise gehen“, nicht zutraulich werden. Moritz müsse folglich aus einem Gehege stammen. Und schon wurde auch befürchtet, dass diesen Steinbock in Kürze das Schicksal seines Uracher Artgenossen oder des Braunbären „Bruno“ ereilen könnte, nämlich erschossen zu werden (69-2006). Eklatant anders und letztlich falsch sah Anfang Juli ein überregional erschienener Artikel die Lage, denn man las, bei Bad Urach sei es für die Steinböcke sicher, diese müsse keine Angst vor dem Abschuss plagen <einer derselben war zu diesem Zeitpunkt bereits tot!> (70-2006). Und schon am 13. Juli war der zweite eingefangen, ausgerechnet vom Uracher Jugendherbergsvater, der ihn auch noch in einen Schafstall einsperrte. Nachträglich wurden die Gefangennahme und das Verbringen in die Wilhelma durch eine Polizeiverfügung legitimiert, denn es ging ja eine „potenzielle Gefahr“ von dem zutraulichen Tier aus. Stadtverwaltung und Bürgermeister wussten, dass infolge der Geschlechtsreife das „spielerische Verhalten“ sich „wahrscheinlich zu ernsthaften Rankämpfen des Tieres entwickeln“ könnte (71-2006). Verschiedene Experten äußerten die Ansicht, dass ein „Steinbock mittelfristig wahrscheinlich keine Überlebenschance im Bereich der Schwäbischen Alb hätte“ <stimmt, er würde mit Sicherheit abgeknallt!>. Rührend wirkte die Besorgnis, dass einer Tierart, die heute natürlicherweise in der Felsenlandschaft der Alpen leben soll, „ein Verbleib in einer waldigen Mittelgebirgslandschaft“

nicht zugemutet werden kann (72-2006). Für das streng geschützte Tier gab es folglich keine Alternative als die Integration ins Wilhelmagehege, wo sichergestellt sei, dass es „artgerecht gehalten“ werde und „sich in natürlicher Umgebung entwickeln“ könne. Einem Steinbock-Kommentar auf der Titelseite derselben Ausgabe lässt sich entnehmen, wie es zur Einschätzung des Tieres als gefährlich kam. Es wurde offenbar von erwachsenen Männern an den Hörnern gepackt und so lange getriezt, bis es bockte (73-2006). Angesichts solcher Unvernunft sei die Übersiedlung in die Wilhelma das Beste, denn Moritz, der Steinbock, der eigenartigerweise anderswo unter dem Namen Fritz auftaucht (74-2006, 75-2006), konnte dadurch als Individuum gerettet werden. In den folgenden Tagen beschäftigten sich die Zeitungen mit des Bockes Eingewöhnung und artgerechter Erziehung im Zoo, zunächst erst einmal in Quarantäne (76-2006). Wurde am 17. August noch berichtet, dass Moritz sich unter seinen Stuttgarter Artgenossen nur langsam einlebe, ja einmal sogar ins benachbarte Bärengehege ausgebücht sei (77-2006), konnte man am 19. schon lesen, dass Moritz im Steinbockgehege „zu den Weibchen und den jüngeren Böcken Vertrauen“ habe (78-2006).

Im Jahr 2007 erschien aus dem italienischen Aostatal eine Meldung von einem 14 Monate alten Steinbock-Albino, der „Fiocco di neve“ (Schneeflocke) getauft worden war. Weil das Böckchen nur zusammen mit seiner Mutter unterwegs war, vermuteten der Landrat und der zuständige Veterinär gemeinsam, dass es seines weißen Fells und seiner „wunderschönen zartblauen Augen“ wegen die Artgenossen meide und sehr licht- und sonnenempfindlich sei. „Angst ... um das Leben des Außenseiters“ müsse man trotzdem nicht haben, da das Volk im Aostatal weiß, dass „innerhalb eines Jahres“ stirbt, „wer ein Albino-Tier erlegt, egal welcher Rasse“ (84-2007).

Als Wildtiere längst ausgestorben, versuchten Hausrinder, die Nachfahren des Auerochsen, *Bos primigenius*, gelegentlich in die Freiheit zu gelangen. Im Mai 2006 war das bei Denkendorf im Körschtal der Fall, als sechs von sieben Jungrindern ausbüchteten. Eines konnte mit dem Lasso rasch wieder eingefangen werden, ein zweites schleifte seinen Fänger eine Strecke mit, ehe es aufgab. Der „Rest der kleinen Herde“ war jedoch ohne Spuren zu hinterlassen – zunächst – „im Dickicht des Körschtalwaldes abgetaucht“ (79-2006).

Jagdwesen und Wildunfälle

Eine nahezu perfekte Überleitung von den Paarhufern bzw. Hornträgern zu diesem Themenkomplex bieten einige Meldungen von 2008, denen der „Fehlschuss eines Jägers“ bei Gärtringen, Kreis Böblingen, zugrunde liegt. Als Gast bei einer Wildschweinjagd hatte er von einem Hochsitz aus im Dunkeln ein 500-Kilo-Rind getötet, obwohl zu dieser Zeit, Ende Mai, nur Frischlinge und bis zu 50 kg schwere Überläufer hätten geschossen werden dürfen (43-2008).

Drei Monate später war der Fall, den die am Tatort zuständigen Behörden an den Landkreis Esslingen, zuständig für den Wohnort des Jägers, abgegeben hatten, noch nicht abgeschlossen. Immerhin sei der Schaden inzwischen beglichen worden und der Schütze – es war von einem Polizisten die Rede – bleibe „womöglich“ unbehelligt, da Menschen nicht gefährdet waren und keine Anzeige vorliege (44-2008). Im Oktober erst kam es durch das Esslinger Kreisjagdamt zur Verwarnung des Jagdgastes, welcher angab, nicht leichtfertig gehandelt zu haben. Er werde nun zu einem Gespräch vorgeladen und „aufgefordert, künftig keinesfalls zu schießen, wenn er sich über das Ziel nicht hundertprozentig im Klaren ist“ (45-2008).

Alljährliche Berichte über Jagdveranstaltungen und über die Jagdstrecke enthalten meist auch skurrile Formulierungen, zum Beispiel im November 2006 von einer Drückjagd im Hardtwald bei Großbottwar, Kreis Ludwigsburg. Die „Weidmänner und -frauen“ <sollte doch besser Waidmänner heißen> hätten ihr Hauptaugenmerk auf die Überläufer gerichtet, weil sich „besonders die ein bis zwei Jahre alten Wildschweine ... innerhalb kürzester Zeit explosionsartig“ vermehren würden. Doch nur 7 Wildschweine bildeten die Jagdstrecke, dazu 18 Rehe und 11 Füchse <wo also lag das „Hauptaugenmerk“?> (80-2006). Zur Saure-Gurken-Zeit werden Berichte über Jäger schon mal auf Titelseiten angekündigt, wie im August 2006 ebenfalls in Großbottwar. Obwohl er „kein Schiesser“ sei, saß der Kreisjägermeister auf ein Prachtexemplar von Rehbock an, und zwar aus folgendem Grund: „Der reizt mich. Wie der daherkommt, so stolz.“ (81-2006).

Die Jagd vor 200 Jahren thematisierte ein Hinweis auf Veranstaltungen anlässlich der Erhebung Württembergs zum Königreich. Beachtlich die Mitteilungen, dass eine fürstliche Jagdgesellschaft bei Tübingen im November 1812 innerhalb von zwei Stunden 823 Tiere geschossen, ebenso, dass König Wilhelm II. (1848-1921) zeitlebens 2.715 Stück Wild zur Strecke gebracht haben soll (82-2006).

Vom unsinnigen derzeitigen Jagdgesetz handelte ein im Februar 2007 erschiener Artikel über ein Urteil des Bundesverfassungsgerichts. Ein Grundbesitzer in Rheinland-Pfalz wollte, dass auf seinem Grund nicht gejagt wird. Er hatte Verfassungsbeschwerde eingereicht, weil er nicht von einem Gesetz gezwungen werden wollte, Mitglied einer Jagdgenossenschaft zu sein. Dem Eigentumsrecht stünden andere wichtige Grundrechte gegenüber, so das Gericht, und da das Jagdgesetz nicht nur das Töten von Tieren ermögliche, sondern auch Wildschäden verhindere <|>, sei die Jagd ein „Schutz der natürlichen Lebensgrundlagen“. Dazu müsse sie „grundstückübergreifend“ umgesetzt werden, könne also nicht durch den Eigentümer zugelassen oder geregelt werden. Für den Eingriff in sein Verfügungsrecht als Grundeigentümer werde er sogar entschädigt, nämlich durch Beteiligung am Pächterlös der Jäger. Deshalb sei die Einschränkung nicht verfassungswidrig. Und auch die Gewissensfreiheit werde nicht beschnitten,

der Kläger müsse ja nicht selbst jagen oder das Töten von Tieren auf seinem Grundstück unterstützen (85-2007).

Es verwundert nicht, dass dieses Urteil bei vielen auf Unverständnis stieß. Ein Leserbrief wies darauf hin, dass die Jagdgesetze ja von der Jagdlobby selbst gemacht worden seien und dass „der Wald ohne Jäger und die aggressive Forstwirtschaft womöglich in einem freundlicheren Zustand als heute wäre“ (86-2007). Stellung unmittelbar gegen „diesen Unsinn“ bezog in einem weiteren Leserbrief ein Herr aus Stuttgart, der in seinem „langen Jägerleben schon zu viele negative Berichte über die Jagd und die Jäger in der Presse zur Kenntnis nehmen durfte“. Störungen des Wildes, die zu zunehmender Nachtaktivität führen würden, seien seiner Ansicht nach auf rücksichtslose Naturliebhaber und Wanderer zurückzuführen (87-2007). In einer weiteren Runde gab es dazu noch einmal zwei Zuschriften. Die erste mahnte die Jäger zum „Nachdenken über ihr eigenes Tun“ (88-2007), die andere hinterfragte den Sinn von Abschussplänen, also vom Eingreifen in Tierpopulationen, aber auch den Sinn der Winterfütterung von Wildschweinen. Bedauerlich sei, dass Wildexperten, die keine Jäger sind, keine Lobby haben. Und wichtig war dem Schreiber, dass eine andere Sichtweise auf die Tiere entstehen möge, nämlich als wunderbarer Teil der Schöpfung (89-2007).

Seine persönlichen Erfahrungen mit dem eigenen Jagdhund, der – „Zack, und weg war er!“ – selbst 1.000 m entfernte Fahrradfahrer anging, waren dem Landesjägermeister im April 2008 Anlass zu einer Attacke auf verantwortungslose Hundehalter, die ihre Hunde in Wald und Flur nicht an der Leine führen. Damit provozierte er den Vorsitzenden des Landestierschutzverbandes, der den „normalen Haushund“ nicht für jagdfähig hält und im Gegenzug die Jäger der Faltenstellerei bezichtigte: „Das hätte auch ein Kind treffen können“ (46-2008).

Die eigenartigen Bräuche und Ansichten der Teilnehmer einer „Drückjagd“ thematisierte im Dezember 2008 ein Artikel aus dem Großbottwarer Revier Bergreisach. Ein als Hundeführer eingesetzter Forstmann äußerte zum Beispiel: „Ohne Jagd ... gibt's keinen gescheiten Wald“ (47-2008). Vom lautlosen Jagen mit Pfeil und Bogen handelte ein Bericht im März 2007. Die Methode sei in Skandinavien, Süd- und Osteuropa längst gang und gäbe, in Deutschland jedoch „nicht vorgesehen“. Ob Bogenjagd hier verboten ist oder nicht, solle juristisch geprüft werden. Tierschützer halten die Methode jedoch für „schlichtweg pervers“ (90-2007).

Anfang 2008 erschienen in den Landesnachrichten Berichte, dass die Jäger sich zunehmend scheuen, ein eigenes Jagdrevier zu pachten, überwiegend wegen der damit verbundenen finanziellen Belastungen (48-2008). Ab der Jahresmitte konnte man dann lesen, dass nach dem Zollernalbkreis weitere Landkreise die Jagdsteuer abgeschafft haben, und zwar ebenfalls aus finanziellen Gründen. Der Verwaltungsaufwand sei teurer als die Einnahmen, die jährlich landesweit immerhin 2,7 Millionen Euro betragen hatten. Der Landesjagdverband bezeichne-

te diese Steuer „als nicht mehr zeitgemäßes Relikt“ und rechnete 3 Millionen Euro Entlastung für das Land gegen. Dies seien nämlich die Kosten für die Entsorgung von Unfallwild, die von der Jägerschaft freiwillig getragen werden (49-2008). Im Dezember 2008 hatte auch der Kreis Ludwigsburg „mutig“ die Jagdsteuer abgeschafft, was in einem Bericht über die „jährliche Bewegungsjagd auf Füchse, Sauen und Rehe im Großbottwarer Kälblingswald“ – 14 Rehe, 10 Füchse und 9 Schwarzkittel wurden am Ende „verblasen“ – von den Jägern sehr begrüßt wurde (50-2008).

Zum Problem der Wildunfälle erschienen alljährlich Berichte, vorzugsweise im Herbst. Mitgeteilt wurden die Unfallzahlen (2005/6 etwa 20.700 landesweit mit zunehmender Tendenz wegen „Zersiedelung der Landschaft“) und Problemlösungen, zum Beispiel eine Autofahrerwarnanlage bei Obrigheim, welche mit Hilfe eines Infrarotsensors anzeigt „Achtung Wild quert“ (83-2006, 51-2008). Auch der ADAC-Wildexperte warnte – „Wo ein Wald ist, da ist auch ein Reh, selbst wenn dort kein Warnschild steht“ – und empfahl, stets bremsbereit zu sein und viel Abstand zu halten (84-2006). Um im Schadensfall von der Versicherung Leistungen zu bekommen, müssten allerdings Blut oder Fellreste („Haarwild“) gefunden werden, sonst „hat es keinen Zusammenprall im Sinne der Versicherungsbedingungen gegeben“ (85-2006).

Im Februar 2007 kam erneut ein Landeswildwegeplan aufs Tapet. Der NABU-Bundesverband forderte für Baden-Württemberg 11 Grünbrücken über verschiedene Verkehrswege. Die Landesregierung wollte jedoch, wie auch der NABU-Landesverband, eher eine generelle „Grunddurchlässigkeit“ für Wildtiere herstellen, das große Ganze im Auge behalten und nicht nur einzelne Konfliktpunkte entschärfen (91-2007). Im Januar 2008 gab es eine Karte der „Wildunfallsschwerpunkte“ (52-2008), und im Oktober bereits wurde von der Landeregierung durch den Landwirtschaftsminister ein Wildwegeplan vorgestellt, der „die Lebensräume der Tiere erhalten“ soll. Hauptsächlich an den 1.500 Unfallsschwerpunkten fallen demnach pro Stunde landesweit zwei Rehe dem Straßenverkehr zum Opfer. Zur Illustration dieses Sachverhalts fand allerdings ein Bild eines Rothirsches mit mächtigem Geweih Verwendung, der „gegen ein heranrauschendes Auto ... keine Chance“ habe (53-2008). Mit anderem Ansatz, nämlich mit der Analyse von Fernwanderwegen des Wildes aus dem Weltraum, wollen die Forstliche Versuchs- und Forschungsanstalt Freiburg und der NABU Gäu-Nordschwarzwald eine „Wild-Autobahn“ zwischen den Waldgebieten des Nordschwarzwalds und des Schönbuschs schaffen. Bei künftigen Straßenbaumaßnahmen sollen deshalb in diesem Bereich Grünbrücken oder besonders hohe Unterführungen eingeplant werden, was – so die Selbstkritik – „eigentlich ... eine etwas spät ansetzende Vorsorge“ sei (92-2007).

Abschließendes

Im Berichtszeitraum war das Tierstimmenarchiv der Berliner Humboldt-Universität gleich zweimal vertreten. Es besitzt mehr als 130.000 Aufnahmen von rund 4.000 Tierarten, darunter natürlich auch sehr viele von Säugetieren mit Schwerpunkt bei den Hundartigen. Karl-Heinz Frommolt, der dieses Archiv seit 1987 betreut, hielt es 2006 schon für die umfangreichste Säugetiersammlung der Welt (86-2006). Zwei Jahr später stand in der Zeitung, dass die Sammlung, die Anfang der 1950-er Jahre mit Aufnahmen der Stimmen von Rotfüchsen begründet worden war, inzwischen zu 80 Prozent digitalisiert ist. Für wissenschaftliche Fragen können die Bestände kostenlos genutzt werden, bei kommerzieller Nutzung fallen Gebühren an, welche zur weiteren Finanzierung des Tierstimmenarchivs beitragen sollen (54-2008).

Haarsträubendes stand in einer Zusatzinformation, die den Uracher Steinbock – „Der ist ganz sicher nicht zugewandert und kann daher nur ausgesetzt worden sein“ (siehe auch oben) – zum Aufhänger nahm, um von eingebürgerten Arten zu berichten. Solche seien nämlich der in der Region Waldshut ausgewilderte ostasiatische „Sickerhirsch“ – gemeint ist wohl der Sikahirsch, *Cervus nippon*, – oder die Nutria am Oberrhein, bei der es sich um eine „kleine Biber-Art“ aus Südamerika handeln soll (87-2006).

Erneut wurde von entlaufenen Kängurus berichtet, die sich jeweils mehrere Tage „in Freiheit“ behaupten konnten. Im August 2007 hatte man im Allgäu sogar zwei Tiere an unterschiedlichen Orten gesehen. Seit dem 5. August wurde ein Känguru-Bock namens Skippi vermisst, der aus seinem Gehege im Tierpark Alpakahof in Bad Wurzach ausgerissen war (93-2007). Wenige Tage später wurde Skippi verletzt – von einem Auto angefahren – in einem Maisfeld bei Leutkirch gefunden, doch sei seine Beinverletzung nicht lebensbedrohlich. Das zweite in Freiheit beobachtete Tier jedoch war zu diesem Zeitpunkt in der Gegend von Memmingen bereits überfahren und dabei getötet worden (94-2007). Zwei Tage später war allerdings auch Skippi verendet – aufgrund innerer Verletzungen, die er sich bei seiner Kollision mit einem Fahrzeug zugezogen haben musste (95-2007). 2008 büchste – wiederum im August – ein Bennett-Känguru namens Max bei Güglingen aus einem Zirkus aus. Es soll angeblich einen <nur!> anderthalb Meter hohen Zaun übersprungen haben (55-2008). Nach zwei Tagen begann eine Meldung mit „Immer noch keine Spur ... von Mini-Känguru ‚Max‘“, obwohl einige Zeilen darunter dann zu lesen war, dass eine Spaziergängerin das Tier in der Gegend in einem Weinberg gesichtet habe (56-2008). Nachdem der Zirkus nach Lauffen am Neckar weitergewandert war, erfuhr man vier Tage später, ein 14-jähriger Junge habe den Max genau an der Stelle in Güglingen wieder eingefangen, an welcher der Zirkus zuvor gastiert hatte (57-2008). Daraufhin erhielt der Junge einige Zirkusfreikarten als Finderlohn (58-2008).

Bei Esslingen hatte 2006 ein Lama die Umgebung erkundet, nachdem es auf unbekannte Weise von einer mit drei Artgenossen besetzten umzäunten Wiese ausgebrochen war. In der

Dunkelheit der Nacht blieb es zunächst unauffindbar. Erst am folgenden Tag konnte es nach Einsatz mehrerer Streifenwagen und eines Hubschraubers entdeckt und in einem Gebüsch festgesetzt werden (88-2006). Keinesfalls wildlebend war allerdings ein Lama, welches im Juli 2007 versteckt unter einer Decke im Kofferraum eines Autos bei Konstanz illegal eingeführt werden sollte (96-2007).

Schließlich folgen einige interessant erscheinende Meldungen aus der weiter entfernten Welt der Säugetiere. Beim Kalifornischen Erdhörnchen oder Ziesel, *Spermophilus beecheyi*, haben Forscher 2007 entdeckt, dass es bei Annäherung von Klapperschlangen mit seinem eigens aufgeheizten Schwanz wedelt, um die Feinde zu irritieren. Das Kommunikationssignal werde jedoch nicht eingesetzt, wenn sich Kiefernattern nähern, da diese Schlangen keine Infrarotstrahlung orten können. In diesem Fall wedeln die Erdhörnchen zur Irritation des Angreifers lediglich mit ihrem „kalten“ Schwanz (97-2007, 98-2007).

Wie ebenfalls 2007 zu lesen war, mindert beim Afrikanischen Nacktmull, *Heterocephalus glaber*, der unterirdisch in bis zu hundertköpfigen Kolonien lebt, psychosozialer Stress die Fruchtbarkeit. Werden männliche oder weibliche Tiere von ihrer die Kolonie beherrschenden „Königin“ drangsaliert, verändert sich ihr Hormonstatus, und sie kommen nicht zur Fortpflanzung (99-2007).

Bei den ebenfalls in Afrika in Kolonien lebenden Erdmännchen, *Suricatta suricatta*, werden die Jungtiere von Lehrern „in alle Überlebenstricks ... eingeführt“. Britische Forscher fanden 2006 heraus, dass dies „ohne eigenen Nutzen und unter persönlichen Opfern“ geschieht, weil die unterrichtenden Schleichkatzen in der Regel nicht an der Reproduktion in der Kolonie beteiligt sind (89-2006).

Von einem neuentdeckten Rüsselspringer, *Rhynchocyon udzungwensis*, wurde 2008 aus Tansania berichtet. Auf die 700 g schwere Tierart war man zuerst mit Hilfe einer Kamerafalle aufmerksam geworden, ehe der direkte Fang glückte. Am Ende der kurzen Meldung erfährt man sogar noch, dass nach molekulargenetischen Untersuchungen die Elefantenspitzmäuse oder Rüsselspringer mit Elefanten und Seekühen näher verwandt sind als mit den Spitzmäusen (59-2008). Von Papua, Indonesien, wurde 2007 neben einer Riesenratte (siehe hierzu nachfolgende Notiz unter „Zum Schluss“) das weltweit kleinste Beuteltier gemeldet, welches zwar mit einem winzigen Farbbild, nicht aber mit seinem Namen vorgestellt wurde (100-2007).

Zum Abschluss als wörtliches Zitat eine Kurzmeldung aus den Weiten Russlands, in der man vielleicht ein Plädoyer für allgemeine Dezentralisierung sehen mag: „Ein Kugelblitz hat im Süden Russlands einen Hirten und seine 300 Schafe getötet. Zwei weitere Schäfer wurden durch das ungewöhnliche Naturphänomen im Nordkaukasus schwer verletzt.“ (101-2007).

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Maus - Mitteilungen aus unserer Säugetierwelt](#)

Jahr/Year: 2010

Band/Volume: [16](#)

Autor(en)/Author(s): Rathgeber Thomas

Artikel/Article: [Presseschau zu wildlebenden Säugetieren in Baden-Württemberg \(3. Fortsetzung und Schluss\) 23-36](#)